

## Lieder von Liebe, Leid und Tod, mit und ohne Worte

10.08.2016 | 18:39 | Von Theresa Selzer (Die Presse)

### **Yuja Wang begleitete Matthias Goerne, Grigory Sokolov sprengte allein musikalisch-dramatische Grenzen.**

Fast wie ein Märchen klingt die Geschichte der „schönen Magelone“ aus dem Munde des Schauspielers Ulrich Matthes: Ein Graf macht sich auf, Abenteuer zu suchen und verliebt sich in die Schöne. Mit ritterlichem Geschick erobert er ihr Herz, und die beiden fliehen vor ihrem zornigen Vater. Durch einen Sturm werden sie über Jahre getrennt, bis ein Zufall sie wieder zusammenbringt . . .

Ludwig Tiecks Text geht auf Erzählungen im Umkreis von „Tausendundeiner Nacht“ zurück. Die Fassung, die im Mozarteum zu hören war, stammt von Dieter Görne. Zufälligerweise ist dieser der Vater des Baritons Matthias Goerne. Und Johannes Brahms vertonte einst einen Liederzyklus nach Tiecks Novelle, vermutlich ohne das Ziel, einen solchen damit zu schaffen. Der Zufälle nun genug, wurde keine Geringere als die chinesische Pianistin Yuja Wang auserwählt, Goerne (junior) auf dem Abenteuer zu begleiten.

Das Glück auf allen Seiten war auch an diesem Liederabend groß: Zwischen den von Matthes gelesenen Passagen ging Goerne ganz in seiner Rolle als junger, einmal frisch verliebter, dann wehmütig von seiner Laute Abschied nehmender und schließlich vor Verzweiflung suizidgefährdeter Graf auf. Dabei bestach er besonders in den Momenten zärtlich-leidenden Ausdrucks. Wang begleitete einfühlsam, nie aufdringlich, wusste aber ihren melodischen Part, der häufig der Singstimme entgegengesetzt ist – etwa in der Romanze „Verzweiflung“ – in den Vordergrund zu spielen.

Das Publikum dankte dem Trio für einen außergewöhnlichen und unterhaltsamen Abend im Mozarteum mit tosendem Applaus. Noch bevor die letzten Magelone-Töne verhallt waren, hatte im Großen Festspielhaus ein gänzlich anders gestrickter Pianist sein Solistenkonzert begonnen. Aufgrund der Salzburgs Dichte kann hier also lediglich der zweite Teil von Grigory Sokolovs Programm besprochen werden. Die Anhänger des eigenwilligen Künstlers betrachten seine raren Konzerte als Epiphanien. Tatsächlich ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, die spezielle Atmosphäre rund um Sokolov zu beschreiben, ohne ins Mystische abzuschweifen. Systematisch sorgt der Künstler selbst dafür, dass alle Sinneswahrnehmungen so weit „gedimmt“ werden, bis nichts übrig bleibt als die Musik.

### **Pianistische Mystik**

In diesem intimen Moment erscheinen Interpret und Klavier so nahe, als gäbe es den riesigen Saal des großen Festspielhauses gar nicht. Nichts als weiße Haare, Frack und Spinnenfinger vor dem Steinway, Sokolov scheint mit Chopins b-Moll-Sonate geradezu zu verschmelzen. Wild lässt er das „Grave“ beginnen, steigert den Klang im „Scherzo“ aufbrausend, nur um die Musik sogleich zu besänftigen, fast streichelnd wieder zarter klingen zu lassen und auch im Tempo zu zähmen. Fast möchte es scheinen, das Phänomen des Crescendo würde gerade erfunden, so gewaltig und unmittelbar wirkt die Steigerung im „Marche funèbre“: Von der unheilverkündenden ersten Begegnung mit dem Thema verdichtet sich die Traurigkeit immer weiter bis eine an die Grenzen des Erträglichen. Faszinierend dann auch das unerhörte „Finale: Presto“, das Sokolov bei waghalsigem Tempo schwirrend in die totale Orientierungslosigkeit führen lässt.

Sokolovs Jünger wissen längst: Wo das offizielle Programm zu Ende ist, beginnt die obligate Hexade aus Zugaben. Um jede einzelne lässt sich der Künstler allerdings bitten. Mag solche Selbstinszenierung als Medium für die Musik mindestens ebenso fragwürdig wirken wie die schamlose Vermarktung mancher Kollegen Sokolovs – sie erfüllt ihren Zweck. Zumindest für den Moment der Aufführung schafft der Pianist Zeit und Raum ab, um ganz in der Musik zu versinken und sein Publikum mit sich zu ziehen.

© DiePresse.com